

Hentig, Hartmut von

**Jugend im Medienzeitalter. Vortrag aus Anlaß der Verleihung des Ernst-Christian-Trapp-Preises auf dem 16. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft in Hamburg, 18.3.1998**

*Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 1 (1998) 1, S. 23-43*



Quellenangabe/ Reference:

Hentig, Hartmut von: Jugend im Medienzeitalter. Vortrag aus Anlaß der Verleihung des Ernst-Christian-Trapp-Preises auf dem 16. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft in Hamburg, 18.3.1998 - In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 1 (1998) 1, S. 23-43 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-44984 - DOI: 10.25656/01:4498

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-44984>

<https://doi.org/10.25656/01:4498>

in Kooperation mit / in cooperation with:



**VS VERLAG**

<http://www.springerfachmedien.de>

**Nutzungsbedingungen**

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

**Terms of use**

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

**Kontakt / Contact:**

peDOCS  
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation  
Informationszentrum (IZ) Bildung  
E-Mail: [pedocs@dipf.de](mailto:pedocs@dipf.de)  
Internet: [www.pedocs.de](http://www.pedocs.de)

Digitalisiert

Mitglied der

  
Leibniz-Gemeinschaft

## Inhaltsverzeichnis

### EDITORIAL

Dieter Lenzen	Eine neue Zeitschrift für Erziehungswissenschaft!.....	3
---------------	--	---

### SCHWERPUNKT: MEDIEN

Bernd Schorb	Stichwort: Medienpädagogik.....	7
Hartmut von Hentig	Jugend im Medienzeitalter.....	23
Stephan Sting	Die Schriftlichkeit der Bildung. Medienimplikationen im Bildungsdenken von Herbart und Schleiermacher .....	45
Yasuo Imai	Neue Medien im Spiegel der pädagogischen Diskussion in Japan (1984 – 1996).....	61
Marie B. Gillespie	Media, Minority, Youth and the Public Sphere .....	73
Sigrid Nolda	Distanzierte Familiaritäten. Zur möglichen Pädagogik von Fernseh-Familienserien.....	89

### THEMA: JUGEND

Richard Münchmeier	Jugend als Konstrukt. Zum Verschwimmen des Jugendkonzepts in der „Entstrukturierung“ der Jugendphase – Anmerkungen zur 12. Shell-Jugendstudie.....	103
--------------------	---	-----

### THEMA: HISTORISCHE ANTHROPOLOGIE

Friedrich Cramer/ Klaus Mollenhauer	Dialog über Christoph Wulf (Hrsg.): Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie .....	119
--	---	-----

**REZENSIONEN**

Sigrid Nolda	Schwerpunktrezension Medien.....	127
Ortfried Schöffter	Bereichsrezension „Selbstorganisiertes Lernen in der Weiterbildung“ .....	134
Dieter Nittel	Rezension: Arno Combe/Werner Helsper (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns.....	140
Impressum .....		U 2
Manuskripthinweise .....		U 3

Hartmut von Hentig

## Jugend im Medienzeitalter

Vortrag aus Anlaß der Verleihung des Ernst-Christian-Trapp-Preises auf dem 16. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft in Hamburg, 18.3.1998

Der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft danke ich für den mir zugesprochenen Ernst-Christian-Trapp-Preis und Eckart LIEBAU für die wohlthuende Begründung dieser Ehrung. Meinen Dank statte ich durch einen Vortrag ab. Ich bin gebeten worden, mit ihm zugleich in das Thema dieses Kongresses „Medien-Generation“ einzuführen.

Kann ich das?

Es wird niemand unter den hier Versammelten aus dem hier gegebenen Anlaß eine wissenschaftliche Abhandlung von mir zu diesem Gegenstand erwarten. Ich bin zeitlebens ein Praktiker der Pädagogik gewesen, habe meine in der Schule gemachte Erfahrung – schon weil sie so wechsellvoll, so irritierend, so verbesserungsbedürftig war – dem Nachdenken unterworfen und kam mit diesem wiederum besser zurecht, wenn ich es einigermaßen systematisch betrieb, wobei dann eine Art Theorie entstand. Aber als „Wissenschaft“ mochte ich das nicht bezeichnen, weil ich einen strengen Begriff von ihr habe. (Wenn man, wie ich, andere Wissenschaftler kritisiert, braucht man das; umgekehrt hatte ich selten Grund, mich selber einem so hohen Anspruch auszusetzen.) Ich habe mich um die Hervorbringungen meiner Disziplin nicht methodisch und regelmäßig gekümmert; ich habe eine empirische Absicherung meiner Sätze und Thesen nicht angestrebt; ich bin der Terminologie der Zunft nicht nur nicht gefolgt, ich habe sie gemieden – nicht aus Hochmut, sondern weil sie meinen Zwecken nicht entsprach und weil ich wußte, daß meine Bewährung ganz woanders liegen würde. Was eine Analyse verlangt oder verspricht – ein Vortrag zum Beispiel über Jugend im Medienzeitalter –, wird bei mir in der Beschreibung des Gegenstandes aus einer bestimmten, ebenfalls zu beschreibenden Position heraus bestehen. Sie wird den versammelten Wissenschaftlern allenfalls dadurch nützlich oder interessant erscheinen, daß sie sie bei der Wahl ihrer Forschungsfragen anregt oder beunruhigt, nicht dadurch, daß sie Antworten auf diese Fragen gibt. Praktiker freilich könnten schon aus dem, was ich beschreibe, und daraus, wie ich es bewerte, Gewinn ziehen: Sie haben ja das entsprechende Korrektiv in der eigenen Erfahrung.

Also „üblicher HENTIG“? Nämlich: Allgemeines zu einem schlaue begrenzten Thema, in getragener Sprache, durchwebt von Alliterationen, Triaden, lateinischen Redensarten, einem PLATON-Zitat, auf ein halbes Dutzend eigenwillige, aber politisch korrekte Thesen zulaufend, alles in allem skeptisch gegenüber – nein, nicht den Medien, wohl aber – dem ungestümen Einsatz von weiteren technischen Mitteln in der Pädagogik, solange sie ihre angestammten Aufgaben noch so unvollkommen erfüllt.

## Der Kongreß und sein Thema

Auch das bleibt Ihnen erspart. Ein Studium des Kongreßkatalogs hat mir jede Unbefangenheit geraubt. Ich erkenne den Gegenstand nicht mehr – seine Kontur nicht und nicht seine Struktur. Ob es dem einen oder anderen von Ihnen auch so geht? Nämlich so: daß unser – der Pädagogen und Erziehungswissenschaftler – Verhältnis und Zugang zu dem zunächst gewiß großen und schwierigen Phänomen „Jugend im Medienzeitalter“, nun aber uferlosen, amorphen, hochspezialisierten oder hochabstrakten Aggregat von Wissen hierüber mehr Not bereitet als das Thema selbst. Darf ich das zum Gegenstand meines Vortrags machen? Ich konnte Sie nicht fragen, als ich meinen Text vor zwei Monaten niederschrieb. Ich konnte mir nur vornehmen, so urban wie möglich vorzugehen, meine Grenzen und die Bestimmung der Veranstaltung im Auge zu behalten, den irritierten Blick auf unser eingespieltes Vorgehen nicht zu einer generellen *elenxis* – das ist: einer erbarmungslosen sokratischen Prüfung – desselben auszudehnen. Aber ich kann es doch nicht nur sagen, ich muß es auch ein klein wenig begründen – mein Diktum: daß der Kongreß selber das Problem darstellt, von dem er handelt.

Was die neuen Medien in erster Linie leisten, ist das schnelle und unbegrenzte Akkumulieren, Kombinieren, Selegieren und Servieren von Auskunft. Sie schaffen keine Ordnung, die wir ihnen nicht eingeben und abfordern. Wer aber Probleme lösen will, muß diese definieren, Ziele, Prioritäten, Abfolgen, Kosten-Nutzen-Verhältnisse aufstellen – also Ordnungen setzen. Die Ansprüche an den menschlichen Geist, an seine Urteils- und Entscheidungskraft, nehmen mit der Verarbeitungsleistung seiner mechanischen Helfer zu, nicht ab. Er muß seinen Abstand zu ihnen entschlossen vergrößern, so, daß er an ihnen vorbei noch die Sachen, „die Welt“ sieht, die er mit ihrer Hilfe beherrschen will.

Der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft hat dies im Vorwort getan. Er hat, wie sicher viele andere unter Ihnen, Schwerpunkte gesetzt, die großen Aufgaben in wohlüberlegter Reihenfolge aufgezählt: In unserer von den Medien stark geprägten Zeit ist es möglich/zu erwarten, daß

- sich die Werte und Ziele von Erziehung und Bildung wandeln
- die Wirtschaft andere Anforderungen an die Ausbildung stellt
- den Medien wichtige, noch zu prüfende Aufgaben in den Bildungseinrichtungen zufallen
- die Freizeit eine andere Bedeutung hat als bisher und also eine andere Vorbereitung der Menschen fordert
- das Lernen notwendig zeitlebens fortgesetzt werden muß
- Minderheiten noch mehr ausgegrenzt werden oder noch besser gefördert und integriert
- psychische, soziale, gar anthropologische Veränderungen eintreten und
- die Erziehungswissenschaft ihr Selbstverständnis ändern muß.

Über all diese, sagen wir, Hypothesen hat er die Frage nach der Tragweite des Phänomens „neue Medien“, nach deren Folgen für das Verhältnis der Generationen, nach der Funktion des Lernens gelegt.

Die Leistung einer solchen Übersicht könnte im Weglassen liegen. In Wahrheit besteht sie in einer gedachten Subsumtion. Wenn Dieter LENZEN es richtig gemacht hat und wenn alle weiteren Bemühungen dieses Kongresses tatsächlich „zur Sache“ gehören, müssen diese sich in seiner Synopse unterbringen lassen. Nur wenn einer dies vermag: das Ganze

zu überschauen und solche Einteilungen vorzunehmen, deren Funktion er noch verstehen und begründen kann, versprechen die Einzelerkenntnisse einen verlässlichen Gewinn. Ein „Erfolg“ zum Beispiel beim Einsatz von Computern in der Grundschule könnte eine schädliche Entwicklung im Bildungswesen insgesamt bedeuten. Arbeitsteiliges Vorgehen setzt immer eine Vorstellung vom noch Unterteilten, seinen Gesetzen und Gliederungen voraus. Ohne diese nützt weder die Fülle noch die „Zusammenfassung“ des Wissens oder der Aktivitäten. Es bleibt bei der Anhäufung, und die vermehrt das Problem.

Natürlich gibt es auch das: Aus vielen zunächst beziehungslosen Daten entsteht allmählich oder plötzlich eine Figur. Aber auch die muß einer erkennen, und dieser Akt ist nicht mechanisierbar, nicht organisierbar, nicht programmierbar. Liest man den Kongreßkatalog als erste Übersicht über die in ihm gespeicherten Informationen zum Stichwort „Medien und Pädagogik“ – was wäre das für eine Orientierung, die wir da erhalten? Was fangen wir damit an? Wie werden aus den Aussagen von rund 450 Mitwirkenden, die das Register aufführt, Antworten auf die vom Vorsitzenden aufgestellten Vermutungen, gar Anweisungen für unsere Zukunft, die wiederum anderen Experten- und Interessengruppen – Wirtschaftlern, Medizinern, Juristen, Politikern – gegenübertritt? Wer kann am Ende wofür einstehen? Keiner von uns vermag in mehr als zwei der großen Fragen begründete Meinungen zu haben, geprüftes Wissen meist nur in einem der Teilgebiete und Einzelthemen.

Ich nehme mich selbst zum Beispiel: Ich traue mir ein paar triftige Wahrnehmungen und halbwegs gescheite Gedanken zu Dieter LENZENS letzten zwei Fragstücken zu: zu den möglichen psychischen, sozialen und kulturellen Veränderungen, die die neuen Medien uns vermutlich bescheren, und zu einem notwendigen Wandel der Erziehungswissenschaften. Schon über „neue Werte und Ziele in der Erziehung und Bildung“ wage ich nichts zu sagen, teils weil ich der darin implizierten Erwartung oder Behauptung (so etwas sei nötig) nicht traue, teils weil eine verständige Erörterung der Frage ja Untersuchungen voraussetzt, die ich nicht kenne. Die Vortrags-, Arbeitsgruppen- und Podiumsthemen sind oft so spezialisiert, daß ich sie nicht verstehe:

- Transversale Medienwelten/Textualität und Hypertextualität in der Kommunikation mit den neuen Medien/Verbindung von Fachwissen und Meta-Wissen in einem hypermedialen Assistenzsystem für kaufmännische Berufsausbildung;  
oder sie wecken Vorbehalte und ein Bedürfnis nach Präzisierung;
- Globales Lernen mittels Telekommunikation/Vorkritische Medienkompetenz/Aufbau grundlegender Medienkompetenz im Kindesalter;  
oder sie machen mich unziemlich neugierig;
- Flüchtige Netzgesellschaften/Bilder-Hygiene/Rückgewinnung kommunikativer Macht/ „Lifestyle“ als Bildungsproblem;  
oder sie zeigen an, daß kühne, gänzlich andere Auslegungen der „Sache“ möglich sind;
- „Zu Medien in diesem Sinn gehören auch Ereignisse und Prozesse (,1848‘, ,1914‘, ,1968‘), Erlebnisse und Begegnungen, Lieder und Bilder, Leitbilder und Kultfiguren“.

Mit anderen Worten, in mir brodelt nun ein Gemenge aus Entmutigung, Kampflust und Verführung zu Allotria, und ich will doch in der Sache – einer überaus wichtigen Herausforderung unserer Zeit und Zukunft – zu mehr Klarheit und besser verantwortbaren Lösungen kommen, als ich sie bisher gehabt habe.

## Auf der Suche nach dem Stand der Diskussion

Für das, was ich da suche, wird man mir entgegenhalten, sei der Konferenzkatalog nun wirklich nicht der richtige Ort; dafür müsse ich mich an den „Stand der Diskussion“ der zuständigen Disziplin halten; in ihm gebe sich das professionelle öffentliche Problembewußtsein einer Wissenschaft zu erkennen; er sei heutzutage richtigerweise an die Stelle des „Standes der Erkenntnis“ getreten.

Nun, ich habe in dem Konferenzkalender gar nichts gesucht; ich habe an ihm etwas illustriert; ich meinte in ihm eben die Merkmale wiederzufinden, die uns in der von den neuen Medien befallenen Welt Schwierigkeiten machen und denen die hier versammelten Experten doch zuleibe gehen wollen. Der Katalog hat mich an die Vision erinnert, die Vilém FLUSSER vor Jahren in mir ausgelöst hat: von einer erst durch die Erfindung der Schrift ermöglichten, dann durch die Buchdruckerkunst dramatisch vorangetriebenen und nun durch die elektronischen Medien vollendeten Unterordnung des denkenden und wissenden Menschen unter das gespeicherte Wissen aller anderen – von, schließlich, der Herstellung einer Omniszienz ohne einen Menschen, der redend und urteilend über sie oder guten Gewissens über einen Teil von ihr verfügt, denn nichts begrenzt die Möglichkeit seines Wissens, alles hängt mit allem zusammen, und alles ist zugänglich, es gibt keinen „Teil“.

Wird mich die Kenntnisnahme des Standes der Diskussion von diesem Alptraum befreien – und wo werde ich seiner habhaft?

Ich beschloß, mich an vier verschiedenen Stellen umzusehen: bei einem Jugend- und Medienforscher, bei einem Experten für Computer und Computer-Didaktik, bei einer Anhörung von Fachleuten durch einen Ausschuß des Deutschen Bundestags, wo die Erkenntnisse zur Begründung oder Kritik realer politischer Maßnahmen gebündelt werden, und schließlich bei einem System- und Gesellschaftstheoretiker. Aus der Musterung dieser Positionen werde sich, so hoffte ich, eine Differenzierung und Zuspitzung der Erkenntnisprobleme ergeben, die aus Ansammlungen von Themen Konstellationen und Kontroversen machen, aus Material Figuren, aus Wissen Denk- und Forschungsaufgaben.

Zuerst habe ich bei meinem für unser Thema speziell ausgewiesenen Kollegen, Dieter BAACKE, nachgelesen: Was an den neuen Medien – welche ihrer Wirkungen und Folgen – nötigt uns zu neuen Einstellungen, Maßnahmen, Einrichtungen? Denn so hilfreich die Hypothesen von Dieter LENZEN für die geistige Ordnung dieser Veranstaltung sind, das Erkenntnis heischende Problem unterstellen sie nur, sie nennen es nicht.

In einem einschlägigen Aufsatz<sup>1</sup> über jugendliche Computernutzer, der mit der Frage beginnt: „Computer – eine Zeitwende?“, der also seine Sache groß anzugehen verspricht, urteilt Dieter BAACKE zunächst, im Computer vollende sich die Moderne und trete gleichzeitig über ihre Grenzen. Er stellt dann Hoffnungen und Befürchtungen einander gegenüber. Welche mehr recht haben, entscheidet er nicht; dazu bedürfe es empirischer Untersuchungen, die „ausstehen“. Die Daten, die vorlägen, reichten aus, Tendenzen auszumachen, deren Deutung aber offenbleibe. Positive Auslegungen durch Sherry TURKLE werden ausführlich zitiert. Ihnen werden radikale Überzeugungen von Vertretern der artificial intelligence zur Seite gestellt, die bestreiten, daß es ein denkendes Subjekt geben müsse, damit gedacht werden könne: „Der Substanz- und Subjektbegriff wird durch den des Systems und des Prozesses ersetzt.“ (S. 186) Und: „Im Regelkreis der Mensch-Maschinen-Interaktion ist jeder gleichwertig, solange er funktioniert.“ (Ebenda) Gegenpositionen fehlen außer der eigenen, die BAACKE im vorletzten Satz andeutet:

„Solange den Menschen Emotionalität, Spontaneität und Empathie (beispielsweise) auszeichnen, ist weder ihre systemrationale, teilweise Ersetzung wünschenswert noch gar ihr allmähliches Verschwinden. Dies ist auch gar nicht denkbar: Die Psychodynamik des Menschen zwingt dem Computer die Nutzungsgesetze auf, und genau dies muß auch pädagogisch bedacht werden.“ (S. 187)

„Genau dies“ wüßte ich gerne genau, aber da ist der Traktat zu Ende – das wundersam unentschiedene Spiel mit den weitreichenden, allzu weitreichenden Möglichkeiten.

Vielleicht ist der Spezialist Dieter BAACKE nicht spezialisiert genug und nicht nah genug am neuen Medium selbst. Auch ist sein Text neun Jahre alt. Ein anderer von Klaus HAEFNER aus dem Jahre 1997 könnte diese Mängel ausgleichen: „Bildung für eine computerisierte Gesellschaft“<sup>2</sup>. Nach kurzer Schilderung der zentralen Prinzipien der Informationstechnik folgert er: „Die breite Informatisierung führt vom sozialen zum sozio-technischen System“ – also zu Telearbeit, Teleshopping, Telebanking, Telediagnostik, Telematik im Verkehr, zu interaktiver Medienunterhaltung und -information, zu computergestütztem Unterricht und vielem mehr. Weil das so sein wird, muß die Bildungspolitik „endlich das völlig veraltete Bild des Homo sapiens sapiens aufgeben“ und sich statt seiner des „Homo sapiens informaticus“ annehmen. „Es gilt nicht mehr, das autonome Hirn zu qualifizieren, sondern eine Kombination aus menschlicher und technischer Informationsverarbeitungsleistung.“ Dabei müßten der Staat und sein Bildungswesen – und auch hierin läßt HAEFNER es an Entschiedenheit nicht fehlen – sich „aktiv an der Gestaltung der informationellen Umwelt beteiligen“. Medienpädagogik in der Schule vermöge wenig, vor allem nicht wenn sie „auf der heute durch kommerzielle Interessen entstehenden ‚informationellen Müllhalde‘ (siehe Internet)“ aufbaue. Das ist klar und in sich stimmig, drückt aber keinen „Diskussionsstand“ aus, sondern stellt die Entwicklung indikativisch fest und verkündet die Antwort des Autors darauf. Es gibt sicher genügend andere, die solche Diagnosen und Antworten für das eigentliche Problem halten. Ich weiß, diese hätte ich nun ausfindig machen sollen, aber mir fehlte nicht nur die Zeit, mir fehlte vor allem die Hoffnung, daß mir ihre Auseinandersetzung mit HAEFNER die in unserer Sache ausschlaggebenden Erkenntnisprobleme offenbaren würde.

Politiker, so war hingegen zu erwarten, würden sich weder mit weichen Philosophemen noch mit apodiktischen Behauptungen zufriedengeben; sie würden den Experten klare Unterscheidungen und Verknüpfungen abverlangen – eine Rangfolge von Problemen oder doch eine Auswahl zur eigenen Gewichtung. Das lief auf der 25. Sitzung des Ausschusses für Familie, Senioren, Frauen und Jugend zu dem Thema „Jugendschutz und Medien“ am 31. Januar 1996 so nicht: Die immobile Wirklichkeit setzte das Maß, nicht das Anstößige oder das Notwendige oder das Wünschenswerte. Man war schon zufrieden mit der Aussicht, die den öffentlich-rechtlichen Anstalten zugestandene Werbezeit über den ganzen Abend streuen zu dürfen, so daß die für die Kinder „sehintensiven“ Vorabendprogramme etwas davon entlastet würden. Computerspiele mit SS-Symbolen zu indizieren habe wenig Sinn, wenn diese dann doch über Internet zugänglich seien. Medienpädagogik in der Schule komme schon aus mangelndem Interesse der Lehrer an der dafür notwendigen Fortbildung nicht auf den Weg. – Man erwirbt beim Lesen des Protokolls ein Bewußtsein von den Problemen praktischer Pädagogik auf einem von Gesetzen und Interessen, pädagogischer Trägheit und pädagogischer Ideologie beherrschten Feld; man erfährt sehr viel über die Alltagswirklichkeit unseres Themas – und daß sie unsere Wissenschaft unterläuft; man möchte den Gelehrten ablegen und zum Guerillero werden.



Herausforderungen an unsere Disziplin, die im Thema „Medien – Generation“ stecken und unserem Wissen Fug und Zug geben, waren mit Sicherheit bei Niklas LUHMANN zu erwarten, zumal unter dem Titel „Kommunikationsweisen und Gesellschaft“<sup>3</sup>. Keine der großen Erfindungen der Menschen auf dem Gebiet ihrer Verständigungsmittel und Gedächtnisstützen sei vorhergesehen worden; keine habe man in ihrer Bedeutung richtig eingeschätzt, als sie gemacht wurde; und keiner sei Mißtrauen oder Anfeindung oder Enttäuschung erspart geblieben, bei aller Befreiung oder Erleichterung oder Bereicherung, die sie gebracht habe. Denn nie sei eine Änderung in den „Medien“ oder „Kommunikationstechniken“ nur eine bloße Hinzufügung zum Vorhandenen, sie sei immer auch dessen Verwandlung: „Das System der Gesellschaft besteht aus Kommunikationen. *Es gibt keine anderen Elemente, keine weitere Substanz als eben Kommunikation.*“ (S. 12) Es würden, schon um die „neuen Komplexitäten zu bewältigen“, neue Strukturen notwendig. Diesen Strukturwandel auch nur zu beobachten, geschweige denn zu planen oder zu verhindern, seien wir unfähig. „Das System evoluiert durch Selbstreferenz.“ (Ebenda). Resignieren müßten wir deshalb nicht, vielmehr sei diese Einsicht eine Voraussetzung für jeden realistischen Ansatz. – Lese ich den weiteren Text richtig, dann steht „realistischer Ansatz“ für „Vermeidung von Selbsttäuschung, törichte Hoffnung“. Alle drei von LUHMANN aufgeführten Veränderungstypen (nichts ist bei ihm „indikativisch“, alles „hypothetisch“) enthalten unangenehme Möglichkeiten: Wir könnten erstens durch immer ausgedehntere Speicherung mehr und mehr „der toten Hand der Vergangenheit verfallen – vergangenen Tatsachen und vergangenen Phantasien“ (S. 14). Und: „*Wir könnten unfähig werden zu vergessen.*“ (Ebenda) Es ist zweitens möglich, „daß die Kommunikation ihre spezifische Funktion, etwas der Welt hinzuzufügen, verliert“, nämlich „wenn jetzt *alles*, jenseits aller Umständlichkeiten der Sprache, ein möglicher Gegenstand der Kommunikation wird, und wenn *nichts* (davon) ausgenommen bleibt“ (S.15). Und: „Wie können wir angemessene Kriterien für Selektion und Verantwortung finden, wenn der ganze Prozeß eine totalitäre Zirkularität besitzt?“ (Ebenda) Wie läßt sich drittens wissen und wie beweisen, welcher Faktor wofür ausschlaggebend war, nachdem sich die Kommunikationstechnologien miteinander verbunden und obendrein anderen Strukturwandel nach sich gezogen haben? Wir geraten schon terminologisch in Schwierigkeiten: Ist ein Buch, das man im Computer beläßt, ein Buch? Ist ein Wissen, das kein Mensch im Kopf hat und das niemand braucht, ein Wissen? Was heißt „Lernen“, wenn Merken und Behalten im mechanischen Akt einer Computereingabe aufgegangen sind?

Der Schluß der LUHMANNschen Darlegung entspricht meiner Erwartung zunächst genau: Sein Ansatz stelle nicht auf Gründe und Folgen ab, sondern auf Probleme. Aber er zerstört diese Erwartung sofort wieder: Welche Art von Kultur diesen Problemen angemessen sei und unsere alte Kultur zu ersetzen vermöge, wüßten wir nicht. Probleme, die man nicht nur nicht lösen, sondern auch nicht verfolgen kann, nützen mir nicht – und auch andere scheinen dies nicht als den „Stand der Diskussion“ zu akzeptieren. Dieser Kongreß wird emsig an dem arbeiten, was Niklas LUHMANN verneint.

## Zweifel an der Kennzeichnung „Medien-Generation“

Das mir aufgetragene Thema „Medien-Generation“ legt, noch vor aller Rücksicht auf den „Stand der Diskussion“ drei einfache, aber, wie mir scheint, würdige Fragen nahe:

- Was kann oder soll man vernünftigerweise unter „Medien-Generation“ verstehen? Was berechtigt zu einer solchen Bezeichnung?
- Wie sieht das Leben der so bezeichneten Generation tatsächlich aus?
- Welche Folgen sind zu begrüßen, welche zu befürchten? Um welche Hilfen hat sich die Pädagogik zu bemühen?

In dem Wort „Medien-Generation“ steckt eine zweigliedrige Voraussetzung: Ein Teil der nachwachsenden Menschen – noch unbestimmt bis zu welchem Alter, aber groß genug, um eine „Generation“ genannt zu werden – wachse in einer Welt auf, die so stark von den neuen Medien geprägt ist, daß man von einem „Medienzeitalter“ sprechen könne. Niemand behauptet, unsere Zeit sei nur dies oder in erster Linie dies: ein Medienzeitalter. Aber unser Thema suggeriert die Vorstellung, daß die neuen elektronischen Medien zu einer Lebensbedingung geworden seien, für die gegenwärtige Epoche „grundlegend“ – so wie für frühere Kulturen das Nomadentum, später die Landwirtschaft, wieder später die Industrie oder, auf einer anderen Ebene: die Ergänzung der Menschenkraft durch Tiere, Wind und Wasser, später die Dampfmaschine, die Benzin- und Elektromotoren und schließlich die Atomspaltung, oder, wiederum auf einer anderen Ebene: der Animismus, der Polytheismus, die großen monotheistischen Religionen mit den von ihnen ausgebildeten Dogmen und Hierarchien, auf die dann andere „Zeitalter“ des Humanismus, der Aufklärung, der Säkularisation folgten. Hat man eine Epoche solchermaßen gekennzeichnet, ist man geneigt, die auffälligsten Abweichungen in der Lebenseinstellung und Lebensführung der in ihr heranwachsenden Generation eben aus diesem Merkmal zu erklären. Vielleicht ist es nicht die törichtste Übung, der wir uns am Anfang eines solchen Kongresses unterziehen können, uns die anderen möglichen Kennzeichnungen vor Augen zu führen – Merkmale, die zum Teil älter sind als die neuen Medien, aber weiterwirken, ja vermutlich die Entwicklung der neuen Medienwelt mitverursacht haben. Ich nenne zwanzig, eine runde Zahl, wodurch ich die Willkür meiner Auswahl bezeuge, in einer nicht ganz so willkürlichen Reihenfolge, wobei ich bewußt nicht zwischen Bedingendem und Bedingtem unterscheide, zwischen notwendigen, auffälligen und häufigen Merkmalen. Daß viele meiner Charakterisierungen banal erscheinen werden, ist selber nicht banal. Es macht darauf aufmerksam, wie oberflächlich, abgenutzt, aussageschwach auch unser Thema ist.

(1) Wir leben in einer Spätkultur mit einer hohen Lebenserwartung und einer *niedrigen Reproduktionsrate* und einer folglich im Vergleich zu anderen Epochen „untypischen“ Altersstruktur. Wenn die Beziehungen zwischen den Generationen, die Formen der Aufzucht, die wechselseitigen Sorgepflichten, die Erfahrung bestimmter Werthaltungen im Familienverband, die Erbrechte, die aus alledem erwachsenden Loyalitäten und Abgrenzungen – und dergleichen – als „grundlegend“ für eine Kultur angesehen werden, dann sollte dies für die sie bedingende Reproduktionsrate erst recht gelten.

(2) Wir leben in einer äußerst *mobilen Zivilisation*. Es gibt in Europa nur noch wenige Winkel und in unserem Lande gar keine, aus denen die Menschen nicht „herauskommen“. Sie sähen auch ohne Medien andere Lebensweisen. Die schon früher gegebene Beweglichkeit von people, goods, and ideas hat sich vervielfacht – mit wiederum fundamentalen Folgen: vom Massentourismus über die Erkundung des Weltraums und die Hinnahme von Abertausenden Verkehrstoten bis zum Drogenhandel. ..

(3) Damit sind, wenigstens zum Teil, die großen *Migrationsbewegungen* verbunden, die jedenfalls eine in Europa seit der Völkerwanderung so nicht bekannte Mischung der Einwohner einer Region mit sich bringt.

(4) Wir leben in einer Zeit *anhaltenden Wachstums der Weltbevölkerung*. Nur die Steigerung der Zunahme hat abgenommen, nicht die Zunahme selbst. Der Kinderreichtum verteilt sich unregelmäßig; eine Eindämmung wäre möglich; die Grenzen des Wachstums hat man berechnet. Wer also meint, dieses Merkmal habe doch keine Folgen für unseren Teil der Welt, der verdrängt das Problem – und das allein schon hat Folgen. Wir nehmen sie, nicht nur bei Jugendlichen, wahr.

(5) Mit dem Wachstum der Weltbevölkerung geht eine *Verstädterung* einher. In zehn Jahren werden 3,3 Milliarden der dann vorhandenen 6,6 Milliarden Menschen in Städten leben – genau die Hälfte. Zur Zeit gibt es vierzehn sogenannte Megastädte mit mehr als 10 Millionen Einwohnern – in zehn Jahren wird es doppelt so viele geben. 1950 gab es 83 Städte mit mehr als einer Million Einwohner, heute sind es 280, und in zwanzig Jahren werden es 500 sein. Mit der Verstädterung gehen einher: eine Zunahme der Chemisierung unseres Lebens, der den meisten Menschen noch unbekannten Elektrisierung der Atmosphäre, eine Zunahme der Verkehrsdichte, eine Zunahme von Lärm und Hast, von Anonymität und Entfremdung (der Tag wird zur Nacht, die Nacht zum Tage), eine Abnahme der Bewegungsräume, der nicht-veranstalteten Gesellung, der Besinnungsmöglichkeit, der Naturerfahrung.

(6) Mit der Verstädterung hängt auch der *Verlust der sogenannten Kohäsionskräfte* einer Gesellschaft zusammen. Das Wort „Entwurzelung“ wird vielen zu sehr nach Kulturkritik und also nach Faschismus schmecken; aber es fängt das Gemeinte in einem kräftigen Bild ein. Die Dorfkirche und der Dorfteich, der Wochenmarkt und der Gastwirt zur Post geben anderen Sozialisationswirkungen statt als das CINEMAXX und das Aquadrom, das Restaurant auf dem Fernsehturm und das Kaufhaus. Die Nachbarn, mit denen man das Grundwasser und die Hecke teilt, sind andere als die, die man zufällig in der Tiefgarage oder im Fahrstuhl des Hochhauses trifft. Hier Kindergeschrei, da Tamagotchi. Die Beziehungen zum Ort, an dem man lebt, sind abstrakt; sie laufen über das Einwohnermeldeamt, die Finanzbehörde, das Nahverkehrssystem, nicht über den Stammtisch, den Friedhof, die Geräusche und Gerüche, mit denen ‚Our Town‘ von Thornton WILDER beginnt.

(7) In den Ballungsgebieten mit gemischter und wechselnder Bevölkerung bequemt man sich vernünftigerweise zu einer „*Pluralismus*“ genannten Nichteinmischung in Glaubens-, Herkunfts- und Geschmacksfragen. Eine unvernünftige Folge ist der Fundamentalismus, die eifernde Identitätsbehauptung. Beides belastet den Erziehungsvorgang erheblich.

(8) Eine andere, ebensowenig erwünschte Folge wird zu einem eigenen Merkmal unserer Gesellschaft: ihre Neigung zur *Relativierung*. Diese nährt den Egoismus. Wo alles relativ ist, tue ich gut, meinen Vorteil zu sichern, – der jedenfalls hat ein festes Maß in sich.

(9) Beteiligt hieran sind so verschiedene Erscheinungen wie die *Säkularisation* einerseits und das *Vordringen der Wissenschaft* in alle Lebensbereiche und Lebensschichten andererseits. Unschwer lassen sich zahlreiche Qualitäten – Annehmlichkeiten und Konflikte – unseres Lebens auf diese beiden verwandten Eigenschaften zurückführen, lange bevor man die neuen Medien bemühen muß.

(10) Ein Verfahren der Wissenschaft ist in besonderem Maß prägend für unsere Kultur geworden: die *Quantifizierung* und die durch sie ermöglichte Statistik, die durch sie beförderte Quoten- und Book-of-records-Mentalität. Wir sehen unsere Welt als eine riesige, wechselnde Vergleichstabelle. Weihnachten – das ist der Tag im Jahr, an dem 59 Prozent der Christen in die Kirche gehen, 37 Prozent der deutschen Familien Kartoffelsalat mit Würstchen essen, 24 Prozent der Kinder sich einen Computer wünschen. Das Zahlenwerk, die Tabellen und Kurven der Demoskopie ersetzen die Auseinandersetzung mit der Politik.

(11) Als Korrelat hierzu könnte man die *Psychologisierung* unserer Verhältnisse ansehen: das Wahr- und Ernstnehmen des feinen inneren Gewebes als Gegengewicht zur Präokkupation mit Ratio und Zahl. Das Bedürfnis der Person nach Würdigung ihrer eigentümlichen Schwierigkeiten wird in der Regel freilich nur um den Preis erfüllt, daß sie sich für krank erklärt. Nur der Deviant ist interessant und darf mit der nötigen wissenschaftlichen Aufmerksamkeit rechnen. Vom Normalen erwartet man, daß er tüchtig, höflich, pünktlich „funktioniert“ und für seine Tat einsteht. Am „Therapismus“ offenbart sich dieses Zeitmerkmal am deutlichsten – und das Jugendalter ist sein bevorzugtes Opfer.

(12) Daß wir in einem „*technischen*“ Zeitalter leben, weiß und sagt man seit über hundert Jahren. Die Bezeichnung hat nicht aufgehört, richtig zu sein, nur weil wir uns an sie und an den Tatbestand gewöhnt haben. Im Gegenteil, von allen Merkmalen ist dieses das folgenreichste – und nimmt an „fundamentaler“ Wirksamkeit in dem Maß zu, in dem wir dies nicht mehr wahrnehmen. Die Reduktion der körperlichen Mühe auf den Knopfdruck reicht noch nicht, Sensoren müssen den Lichtschalter ersetzen; wir gönnen uns nicht die vier Minuten Aufmerksamkeit für das Eierkochen, es muß ein Apparat her, der uns dies abnimmt; das Gießen der Blumen, an denen wir uns dabei freuen könnten, überantworten wir einem kunstvollen Automaten. Man führe einmal Buch über alle mit fremder Energie versorgten technischen Hilfsmittel, die man im Laufe eines Tages oder einer Woche gebraucht, um sich zu veranschaulichen, in welchem Maß wir uns von Prothesen und Robotern abhängig gemacht, zu welchem Teil wir uns selbst außer Dienst gestellt haben. Die Frage, ob wir für eine Sache eine „technische“ Lösung suchen oder eine im eigenen Verhalten, steht fast nie mehr zur Entscheidung. Das Wirtschaftssystem sagt uns: Es gibt die technische Lösung; sie ist besser als die menschliche; du bist dumm, wenn du sie nicht wählst. Die Folgen für das Aufwachsen der Kinder sind hier besonders deutlich – und beschäftigen keinen pädagogischen Kongreß.

(13) Daß wir die technische Welt obendrein nicht beherrschen, ist nicht einfach die Kehrseite des eben dargestellten Merkmals, es hat seine Ursache ja nicht so sehr in der Technik, sondern in den Akkumulationen und Systemen, zu denen sie verführt. Über die verlieren wir an einem bestimmten Punkt der Komplexität die Kontrolle. Ich nenne es das „*Tschernobyl-Syndrom*“. Es ist das größte Handicap der heute erziehenden Erwachsenen: Sie können die Jungen nicht überzeugen, daß sie die von ihnen gemachte Welt im Griff haben. Sie sind unentschieden, haben und sehen keine Zuversicht und können nicht zeigen, was es heißt, Verantwortung zu tragen. Das ließ sich vertuschen, solange die Welt zweigeteilt war und unsere Republik auf der guten, tüchtigen, funktionierenden Seite stand. Niemand wünscht sich den kalten Krieg zurück. Aber seit seinem Ende sind die Bewährung und die Verteidigung der Demokratie, des freien Wirtschaftens, der Aufklärung sehr viel schwieriger geworden.

(14) Das Merkmal *Ökonomisierung* steht dem Merkmal *Technisierung* kaum nach. Wir unterwerfen nicht nur unsere Politik, sondern auch unsere privaten Vorlieben den ökonomischen Bewegungen, Gesetzen und Drohungen. Wir nehmen die absurdesten Argumente „in Kauf“: Wir erwerben etwas, was wir nicht brauchen, nur weil es „im Angebot“ ist; wir lassen unsere Schulen, eine außerordentliche „Expertenleistung“, von Kienbaum und Co. ohne jegliche Kenntnis von Pädagogik zurechtstutzen, auf daß sie billiger werden, nicht besser; wir schaffen den Eurofighter an, nicht weil wir von einem bösen und waffentechnisch überlegenen Feind bedroht sind, sondern um wirtschaftlich beteiligt zu bleiben (und um Arbeitsplätze zu sichern). In Kyoto verschachern die Regierungen unterentwickelter Länder die von ihnen nicht ausgenutzte Umwelt-Vergiftungsquote an die großen Dioxin-Sünder.

(15) Für das Aufwachsen in einer von der Wirtschaft bestimmten Welt ist die unmittelbarste Wirkung die bedenklichste. In allen Jahrhunderten haben die Menschen Güter gebraucht und verbraucht. Verbrauchen war ein notwendiger, nicht vermeidbarer Lebensvorgang. Im 20. Jahrhundert hat man daraus einen Lebenszweck gemacht. Wir sind für die größere Lebensgemeinschaft in erster Linie als *Konsumenten* wichtig. Der junge Mensch erfährt dies deutlicher als wir Erwachsenen, die wir in der Regel auch Produzenten von etwas sind. Kein Wunder, wenn er diese Rolle entweder gründlich annimmt oder gründlich verachtet.

(16) Wir leben in einer Welt, der die Arbeit ausgeht – so lautet die falsche Formel für den *Wandel unseres Erwerbssystems*: Arbeit und Lebensunterhalt beginnen auseinanderzufallen. Das Interim bis zu dem absehbaren Zeitpunkt, an dem wir alle eine (minimale) Lebensrente von Geburt an beziehen werden – Vollarbeitslosigkeit bezahlt durch Vollautomatisierung –, bringt uns ungleich größere Probleme als beispielsweise die „nicht bewältigte Vergangenheit“, nicht zuletzt indem es deren Symbole und Denkfiguren reaktiviert.

(17) Weitere Folgemerkmale sind die *Verarmung* und die *Verschuldung der öffentlichen Hand*, die darum einen großen Teil ihrer Funktion entweder nicht mehr erfüllt oder deren Ausübung „verkauft“. Was einst die „verfaßte Gemeinschaft“ für die Lebensgemeinschaft leistete – Sicherheit, Verkehr (Post, Straßen, Eisenbahn), Bildung, Wissenschaft, Altersversorgung –, wird „privatisiert“, weil der Staat mit seinen Einnahmen nicht auskommt. Gegenwärtig wird jede fünfte Mark, die an Steuern eingenommen wird, für Zinsen aufgewendet. Die „Finanzkrise“ des Staates ist eine Kulisse, hinter der sich die Ablösung des Staates durch den Markt vollzieht, ohne daß sich die Bürgergesellschaft konstituiert hätte, die die Verantwortung für die civitas übernehme. Weil der Staat so geschwächt ist, trifft er die pädagogischen Maßnahmen nicht, die hierzu nötig und möglich wären.

(18) Dadurch gerät die *Demokratie in eine Krise* und mit ihr die Politik selbst. „Politikverdrossenheit“ ist nicht eine zu- oder abnehmende Stimmung der Menschen aufgrund dieser oder jener Politik; sie ist die Abkehr von den dysfunktionalen Mechanismen des politischen Apparats und damit von der Idee des Staates. Diese Abkehr wird unser Land (und die anderen europäischen Länder) viel kosten. Wohin der Zerfall des Staates führt, kann man in anderen Ländern der Erde erleben, wo er sich noch nicht hergestellt hat. Wir sollten unsere Mobilität (das zweite der von mir aufgezählten Merkmale) nutzen, um uns dies anzusehen.

(19) Auch daß wir in der *Einen Welt* leben, ist Signum unseres Zeitalters. Die Globalisierung – das Wort stellt sich hier ein – hat gottlob den meisten längst ihren Januskopf gezeigt: Cap Anamur in Ruanda oder Nordkorea und erbarmungsloser Wirtschaftswettbe-

werb, UNO-Friedenstruppen in Sarajewo und aberwitzige Geldbewegungen auf den internationalen Börsen, aid und AIDS ohne Grenzen. In einer solchen Welt darf uns nicht nur die Jugend der Bundesrepublik Deutschland interessieren; es muß uns auch beschäftigen, was die kleine fünfjährige Angelica und ihre je um ein Jahr älteren fünf Brüder in der 4-Millionen-Papp-und-Stroh-Hütten-Vorstadt von Lima für eine Zukunft haben – ob sie mehr lernen, als ihre Finger und Rippen zu zählen und die Nationalhymne zu singen, und ob sie eine andere Alternative haben, als Drogendealer oder Drogenopfer zu werden.

(20) Noch immer leben wir in einer Zeit der *Steigerung von fast allen Lebensäußerungen* – der Reize, der Wirkungen, der Gegensätze. Wir haben soviel private Millionäre in Deutschland (eine Million!) wie wir Obdachlose haben. Das private Geldvermögen hat seit 1982 von 1,6 auf 4,6 Billionen DM zugenommen. Allein zwischen 1990 und 1995 verdoppelte sich die Gesamtverschuldung von 1 Billion auf 2 Billionen DM, wobei allerdings ein Drittel dieses Zuwachses durch die Übernahme der DDR-Altverschuldung verursacht wurde. Alles wird lauter, greller, schneller, teurer: der BMW, der KLINSMANN, das GETTY-Museum. Die uralte Lebensklugheit der Bescheidung, des richtigen Maßes, der *sophrosyne* hat es besonders schwer in unserem Zeitalter.

Ich habe die Merkmale mehr aufgezählt als geschildert – und schon das ist arg lang geraten. Die Folgen, die ein jedes für das Aufwachsen mit ihm hat, muß ich der Vorstellungskraft und Erfahrung meiner Hörer überlassen. Denn, mit Verlaub, an jede Kennzeichnung ließe sich bei geeigneter Formulierung das Wort -Generation anhängen und ein pädagogischer Kongreß dazu ausrichten.

## Ein erklärender Zusammenhang

Willkürlich hatte ich meine Auswahl der möglichen Kennzeichnungen unserer Gegenwart genannt. Das wird mir Einwände nicht ersparen: Warum zum Beispiel ist der rapide Wandel, the growing rate of change nicht genannt oder die Konformität, die Standardisierung, die Massenhaftigkeit der Verbrauchsgüter, der Verbrauchswörter und Verbrauchsmeinungen oder die weltweite Amerikanisierung des Lebens oder die zunehmende Bürokratisierung bei abnehmender Staatlichkeit oder die sich steigernde Produktivität, also die Herstellung von Stückgut je Person und Arbeitsstunde. Ich könnte antworten: weil sie in den gegebenen Kennzeichnungen stecken. Ich antworte lieber mit einem ganz anderen Bild unserer Zeit, das vor genau 30 Jahren erdacht worden ist und den zusätzlichen Reiz bietet, daß wir das damals Prognostizierte mit dem tatsächlich Eingetretenen zu vergleichen imstande sind. 1968 erschien – ein halbes Jahr nach der amerikanischen Originalausgabe – ein Buch von Herman KAHN und Anthony WIENER mit dem Titel „Ihr werdet es erleben/Voraussagen der Wissenschaft bis zum Jahre 2000“<sup>4</sup>. Es beschreibt, was mit einem Ausdruck von Daniel BELL die „freizeitorientierte nachindustrielle Gesellschaft“ genannt wird. In ihr können die Güter und Dienstleistungen so billig produziert werden, daß der Durchschnittsbürger und -konsument sich viel von beidem leisten kann, also reich ist. Für diese Gesellschaft gaben die Autoren damals die folgenden Merkmale<sup>5</sup> an:

- Die meisten Berufe sind Dienstleistungsberufe, nicht Produktionsberufe;
- die meisten Tätigkeiten werden freiwillig ausgeführt und nicht durch Profitaussichten in Gang gehalten;

- Leistungsdruck und Aufstiegswille sind sensualistischen und humanitären Einstellungen gewichen;
- dies wird durch ein erhebliches Mindesteinkommen für jedermann gewährleistet, das heißt Arbeit und Einkommen sind entkoppelt;
- die Steuerung der gesellschaftlichen Prozesse erfolgt auf kybernetischer Grundlage;
- das Regulativ des freien Marktes spielt eine nur untergeordnete Rolle;
- Lernen, Information, Fernsehen und Beschäftigung mit dem Computer werden einen großen Teil der Zeit der Bürger einnehmen;
- die Veränderungsrate wird sich vermutlich weiter erhöhen (beispielsweise kann sich innerhalb einer Generation das Pro-Kopf-Einkommen verdoppeln);
- darum wird „der Bedarf an Anpassung und Kontrolle wohl das charakteristische Phänomen der frühen nachindustriellen Periode sein“ (S. 177).

Das ist zu einem guten Teil eingetroffen oder weiterhin erwartbar. Die Entkoppelung von Einkommen und Arbeit ist auf dem Weg: Die 5 Millionen Empfänger von Arbeitslosengeld in unserem Land sind die unwilligen Vorboden davon, „unwillig“, weil sie einstweilen die Ausnahme und der Ausschluß sind. Etliche Jahrtausende nach der Austreibung aus dem Paradies scheint nicht die Befreiung von lebensunterhaltender Arbeit, sondern das Beteiligt- und Beschäftigtsein erstrebenswert. Handy, Fax, Quix, Anrufbeantworter, E-Mail, Personal Computer und Internet zeigen an, daß man überall „mit drinhängen“ will. Die Freizeit wird von der Kommunikation wieder aufgefressen und von der Wartung, dem Austausch, der „Inbesitznahme“ der jeweils neuen Geräte. Zeit gewinnt, wer kein Auto, kein Telefon, kein Büro hat. Er verliert damit freilich auch Einfluß und gesellschaftliche Funktion.

Neben der Freizeit treten bei KAHN/WIENER auch die Medien in den Vordergrund. Sie sind sowohl Produkt als auch Motor des geschilderten Wandels. Die ihnen zugeschriebene „Steuerung auf kybernetischer Grundlage“ vollzog die geforderten Anpassungs-, Rückkopplungs- und Kontrollfunktionen schon durch elektronische Geräte, deren integrierte Schaltung sich seither potenziert hat. Der biblisch zur Arbeit verurteilte Mensch schafft sich technische Knechte und füllt die so gewonnene Zeit mit Phantasmen und mit Gespräch – und beides erscheint in neuer kunstvoller Form: aus Vorstellungen sind bewegte und bewegliche Bilderwelten geworden – Virtualität; aus Gespräch hat sich jener Dauerkontakt von jedem mit jedem zu jeder Zeit entwickelt – Kommunikation.

Ich denke, KAHN und WIENER haben das getan, worum es mir hier geht, ohne daß ich ihren „Spekulationen“ oder auch nur deren Richtung zustimmen müßte: Sie haben die einzelnen Merkmale und Entwicklungen in eine Verbindung zueinander gebracht, wodurch wiederum jedes und jede einzelne in seiner beziehungsweise ihrer besonderen Potenz sichtbar und wirksam wird. Natürlich ist unsere Zeit auch „Medienzeitalter“, und wer in ihm aufwächst, den kann ich einen „Angehörigen einer Medien-Generation“ nennen. Aber das ist dann der von mir gewählte Aspekt, mit dem ich das Ganze nicht wegblenden darf. Wer zum Beispiel möchte, daß die kommende Generation den Medien gewachsen ist – sie beherrscht und nicht bedient –, der wird sich kaum auf eine sogenannte Medienkompetenz verlassen dürfen, die dieses Ganze nie ins Auge gefaßt hat, sondern nur auf die Nutzung dieser oder jener Möglichkeit, auf die Abwehr dieser oder jener Gefahr hinarbeitet.

Die Medien haben sich vor allem aus zwei Gründen so in das Rampenlicht der Aufmerksamkeit gedrängt: Sie sind erstens die Botschafter ihres eigenen Siegeszugs; sie haben Macht, indem sie sie verkünden. „The medium ist the message“ (Marshall

MCLUHAN) ist noch immer die genialste Zusammenfassung dieses unheimlichen Phänomens. Sie haben sich zweitens ungeheuer schnell durchgesetzt, so daß unser Nachdenken unserem Staunen weit hinterherhinkt. Das Auto hat sechzig Jahre von seiner Erfindung bis zur Vollmotorisierung Deutschlands gebraucht; das Fernsehen hat das in drei Jahrzehnten, der Computer in eineinhalb Jahrzehnten geschafft. Der Jahresumsatz der elektronischen Industrie hat inzwischen den der Automobilindustrie weit hinter sich gelassen – und hat noch ungeheure Entwicklungsmöglichkeiten vor sich! Erfolg und Folgen der neuen Medien sind dramatisch, und die Auswirkungen nicht entfernt abzusehen. Das erzeugt natürlich beides: Hoffnung und Angst – und heftigen Streit, was von beidem berechtigt ist.

## Zwei Symptome

### „Schein“

Wieder wird niemand erwarten, daß ich hierzu Neues und in irgendeinem Sinn „Entscheidendes“ sage. Das ist eher von unserem Kongreß als ganzem zu erwarten: daß er zur Bestimmung wie zur Bestreitung dessen beitrage, was die neuen Medien anrichten, also zur Beantwortung meiner zweiten Frage: wie das Leben der unter ihrem Einfluß aufwachsenden Generation aussieht. Ich werde mich auf zwei Symptome beschränken, die sich vor allem durch ihre Ambivalenz auszeichnen und damit für den Streit nicht nur typisch, sondern konstitutiv sind – jedenfalls über die Streitenden soviel aussagen wie über das Umstrittene.

Da ist erstens jene – für den mit Vorstellungskraft, Erinnerung, Sprache begabten Menschen von jeher gefährliche – Relation von hier Wirklichkeit und da Schein, Repräsentation, Konstrukt, Symbol. Sie wird durch die Medien in einem ungeheuren und ungeheuerlichen Maß zugunsten des letzteren verschoben. Was da geschieht, will ich an einer anderen Repräsentation als der des Bildschirms darstellen, bei dem das Prinzip und das Phänomen zu nah beieinander liegen. Ich meine die machtvollste Stellvertretung für die Wirklichkeit neben Wort und Bild: das Geld. Der ursprünglichen, von den emittierenden Staaten nie aufgegebenen Theorie zufolge symbolisiert dieses einen Sachwert und ist (nur) so lange „gültig“, wie dieser tatsächlich auslösbar ist. Die Auslösung wird – das ist Zeichen von „Reichtum“ – nur zu einem winzigen Teil des umlaufenden Geldes vollzogen, und so machen seine Besitzer so gut wie nie die Probe auf die in ihm gegebene Zusage: Sie lassen sich den 100-Mark-Schein nicht von der Staatsbank in Gold oder Silber oder einem Stück Land auszahlen. Auch bei Waren und Dienstleistungen, die sie für diesen „Schein“ kaufen, erfahren sie nur, daß die Verkäufer derselben ihrerseits glauben, den Schein für eine andere Ware oder Dienstleistung wieder einsetzen zu können, – sie erfahren den Glauben der anderen an das, was sie selber zu glauben haben. Sie heben also Geld, das sie im Augenblick nicht benötigen, auf „für den Fall, daß ...“. Aus diesem Aufheben ziehen sie einen weiteren anderen Gewinn dadurch, daß sie es jemandem, der es für eine Investition braucht, leihen, wofür sie einen Teil des Erlöses und/oder der Substanz beanspruchen. An den Wert dieser beiden müssen alle die glauben, die ihr Geld so arbeiten lassen. Wo der Glaube von sehr vielen geteilt wird, erweist er sich als Gewinn, wo er schwindet, wird er zum Verlust. Das Symbol Geld hat eine Wirtschaft oberhalb der



Güterwirtschaft entstehen lassen. Und – damit komme ich zu meinem Punkt – die Elektronik erlaubt es, die Schwankungen dieses Glaubens in Sekundenschnelle zu registrieren und weltweit mitzuteilen. Die wiederum weltweite Verflechtung der Unternehmen liefert den Anlaß und die Rechtfertigung dazu.

Was die Elektronik mit dem Symbol „Geld“ macht, macht sie mutatis mutandis mit dem Wissen, mit Dienstleistungen, mit Unterhaltung, mit der Kommunikation, mit der Politik. Sie liefert eine in sich schlüssige Repräsentation, die, da sie von allen beansprucht und von fast allen bejaht wird, den *Charakter von Wirklichkeit* annimmt. Von hier aus könnte eine heutige KAHN/WIENER-Spekulation für das Jahr 2030 Sätze wie diese enthalten: Kriege inszeniert man auf dem Bildschirm; eine Rede eines Politikers, die das Fernsehen nicht überträgt, braucht gar nicht erst gehalten zu werden; ein Wissen, das nicht über den Computer abgerufen werden kann, ist bedeutungslos – Bücher, weil unbezahlbar und in winzigen Auflagen hergestellt, sind nicht nur überflüssig, sondern als undemokratisch verpönt; Besuche bei Bekannten gelten als unhöflich, Gespräche führt man über die Konferenzschaltung.

In einer solchen Welt hat das Lebensbewußtsein immer weniger Stützen in der erfahrbaren, von uns unabhängigen Wirklichkeit. Und so ließe sich die Spekulation – auf die heutige Medien-Generation zurückgewendet – so fortsetzen: Jugendliche zumal könnten verführt sein, die „hergestellte Wirklichkeit“ über jene zu stellen. Und, weil sich beide mischen (zum Beispiel im Anrufbeantworter, in dem die elektronisch aufbewahrte Stimme des Anrufers ja sehr realistisch repräsentiert wird); weil zudem für die jungen Leute genug vom Reichtum der auf all dem gegründeten Welt abfällt, daß sie sich mit Handy, PC und Internet zeit-raum-füllende Welten machen können, die sie für ihre „eigenen“ halten; weil schließlich die virtuelle Welt von den schlauesten und bestbezahlten Köpfen gespeist und vermarktet wird, dürfte ihnen ihre Armut, ihre Abgeschnittenheit von und ihr Mangel an Lebenssinn nicht voll zum Bewußtsein kommen. Die Kultgestalten und Kommunikationspartner, die Kriege der Sterne und das Reality-TV, die Video-Clips und das Sichausstellen in Home-Pages schieben sich vor die Aufgabenlosigkeit, vernebeln die Langeweile, entheben den medienkonsumierenden Menschen der Skrupel des Geschöpfes, das sein Brot im Schweiß seines Angesichts essen sollte. Easy going und no problem, Antibabypille und Sozialdeterminismus, Selbstverwirklichung pur und der Walkman im Ohr – das sind schon jetzt die weichen Stellen im Deich gegen die große elektronische Flut. Die Erosion der Bürgerverantwortung durch die telematische Scheinwelt ist voll im Gang.

Bevor ich dazu Stellung nehme, will ich das andere Symptom darstellen.

## „Schrott“

Da ist zweitens eine kaum weniger gefährdete Relation zwischen Dauerhaftem und Flüchtigem – abwandeln in „ausgewählt und beliebig“, „selten und massenhaft“, „teuer und billig“, „mit Anstrengung verbunden und eingängig“ –, eine Relation, die durch die neuen Medien stark zugunsten der letzteren verschoben wird, jedenfalls bei Kindern und Jugendlichen. Ich lasse mir bei der Darstellung dieses Symptoms helfen – nicht von Neil POSTMAN, sondern von einem mir sonst unbekannten Autor, David DENBY. Unter der Überschrift „Buried Alive“/„Lebendig begraben“ schildert er im New Yorker vom 15. Juli 1996 seine Beobachtungen, Empfindungen und Gedanken zum Aufwachsen seiner

Söhne mit dem, was Amerikas pädagogische und unpädagogische Industrie ihnen in die Kinderstube kippt. Er hat den Aufsatz aus Anlaß des im Telecommunication-Act vom Anfang des Jahres vorgesehenen V-Chip geschrieben. Diesen können die Eltern in die Fernsehgeräte (vom Baujahr 1998 an) einführen und dadurch Programme blockieren, die ihre Kinder nicht sehen sollen. Er weiß wie seinesgleichen New Yorker Intellektuelle, daß der Chip ihnen keine Erlösung von ihren Nöten bringen wird und schon gar keine Lösung des pädagogischen Problems. Wie kann man etwas bekämpfen, was man selber oft genug genießt? Würde man, umgekehrt, das Fernsehen und seine elektronischen Geschwister ganz aus dem Haus und dem Leben der Familie bannen, wäre das mittelalterlicher Fundamentalismus mit noch heikleren Folgen für das Zusammenleben der Kinder mit ihrer kleineren und größeren community. Die gegenwärtigen Schwierigkeiten beschreibt David DENBY so (ich gebe kürzere Proben aus dem dreißig Kolumnen langen Artikel in eigener Übersetzung):

Max, mein älterer Sohn, der jetzt gerade 13 geworden ist, hatte früher einen dicken grünen Teppich in seinem Zimmer, ein geflochtenes und mit Troddeln versehenes Stück, das meine Frau von den Vormieter unserer West End Avenue Wohnung geerbt hatte. Als Max fünf oder sechs Jahre alt war, verbrachten wir oft Stunden damit, auf dem Teppich kniend, seine Spielsachen aufzuräumen. Da unten, im weichen Grün, dachten wir über seine Erziehung nach: welche Wertvorstellungen ihm das alles wohl eingebe. Pfennigstücke, Gummibänder, Heftklammern, Murmeln, Erdnußschalen, schmutzige Socken, Soldaten, Holzklötze, Buntstifte, Klumpen von irgendwelchen synthetischen Massen – eine Kinder-Bouillabaisse, ein eingedicktes Gebräu aus Plastik und Metall, zusammengehalten durch einen zotigen Teppich. So sieht die Landschaft eines amerikanischen Kindes heute aus.

Eines Tages war der Teppich mit Hunderten von Plastikteilen übersät ... Ein Freund von Max war herübergekommen und hatte ganze Kisten davon auf den Boden geschüttet. Lego natürlich ... Aber auch Exemplare von diesem Teenager-Mutanten Ninja Turtles oder von H-Man und Selektor, Figuren mit beweglichen Gliedern, dazu ältere Puppen aus der Sesam-Straße und aus anderen Serien, die ich nicht kenne. Auf dem Boden Plastiktrümmer von – nein, nicht eigentlich Spielsachen, sondern Spielzeugsystemen, wie sie auch im Fernsehen oder im Kino oder in beidem vorkommen, mit „Anschlüssen“ zu Computerspielen, Comics, normalen Kinderbüchern, Kleidungsstücken und Cornflakesgeschachteln. Jedes Teil des Spielzeugsystems hatte geholfen, den nächsten zu verkaufen, und so war der Phantasieraum von Max von Requisiten buchstäblich bis zum Horizont verammelt. Ich las, wie von ungefähr, eine der Superhelden vom Teppich auf und drehte ihm den Arm aus ...

So stellt sich David DENBY seinen Lesern vor, bevor er auf das Fernsehen zu sprechen kommt – und den V-Chip. Wie wird das laufen? Die Idee ist vorläufig, daß irgendwer die Filme vorher mit einer Einschätzung versieht, einem Signal, auf das der Chip anspringt. Wer soll das tun? Kann man das den einzelnen Herstellern zutrauen? Wem sonst wäre diese Aufgabe zuzumuten? Die schiere Menge der auf -zig Kanälen ununterbrochen laufenden Programme macht jede Hoffnung auf eine vernünftige Lösung zunichte.

Es kommt vor, daß Max am Samstag, wenn er zu Hause ist, oder in den Ferien sich sofort nach dem Aufstehen an den Computer macht und dort, ebenso bekümmert um die wiederholte Aufforderung zu frühstücken wie um die Schale von Cornflakes, die wir ihm schließlich unter die Nase setzen, die Kriegs-Strategie-Filme spielt, die er gegenwärtig so liebt: Cäsar II im alten Rom zum Beispiel oder Warcraft, bei welchem der Spieler, im Auftrag der Humans, Festungen, Städte, Bauernhöfe, Mühlen baut – alles, um die unsäglichen Orcs zu schlagen, kleine eifrige Wesen, die von allen Seiten her angreifen und ängstliche Schreie ausstoßen, während sie in die Unterwelt geprügelt, gestampft, gefeuert, bombardiert werden. (Kinder mit perversen Anwandlungen können sich auf die Seite der Orcs stellen; es können auch zwei Kinder auf beiden Seiten gegeneinander kämpfen.) Warcraft stellt einen gewaltigen Komplexitätsfortschritt gegenüber den Ziel-und-schieß-Spielen wie ‚Wolfenstein 3-D‘ oder ‚Doom‘ dar, in

denen der Spieler durch dreidimensionale Gänge eilt und endlose Angreifer niedermäht. In Wolfenstein tötet man am Ende Hitler, nach dem man alle SS-Leibwächter umgebracht hat; ich habe das Spiel selber gespielt – nicht ganz ohne Vergnügen.) In ‚Warcraft‘ avanciert der Spieler, nachdem er eine bestimmte Schlacht gewonnen hat, auf eine höhere Ebene und wird dort vom Erzähler persönlich begrüßt. Dieser spricht eine pompöse mittelalterliche Sprache, die sich vom Kaiser/Emperor in der ‚Star Wars‘-Trilogie in viele Gegenden der Kinderkultur ausgebreitet hat: ‚Gewaltige Heerscharen der Orcs haben das Dunkle Tor wieder errichtet und setzen nun dem Land Niedergard mit Belagerung zu‘, sagt der Erzähler ...

Danach kann es sein, daß Max Freunde besucht oder im nächsten Burger King sein Lunch ißt, wo er einen Double Whopper und einen Coke bestellt und (hoffentlich) die Gratis-Puppen und andere Lockmittel für den ‚Glöckner von Notre Dame‘ übersieht. Danach werden sich die Jungs vermutlich in eine Special-effects-Orgie wie ‚Mission Impossible‘ locken lassen. Später werden sie im Park Basketball spielen (Baseball liegt außerhalb der Wahlmöglichkeiten eines Media-Kids) oder im Haus herumlungern und (wenn wir es erlauben) fernsehen oder sich ein Leih-Video ‚reinziehen‘. Während die Kinder auf den Bildschirm starren, schieben wir ihnen Teller mit rohem Gemüse und gebratenem Huhn zu, von denen sie eine Probe nehmen und derweil Chips, Fritten oder Pop-Tarts verlangen. Und so geht es bis in die Nacht. Wir greifen gelegentlich ein, zerren Max von seinen Freunden weg. Aber an Tagen, an denen wir arbeiten und nicht eingreifen können, verbringt er seinen ganzen Tag mit junk/Schrott aus den Medien, einschließlich der Mahlzeiten – einen Tag mit Spaß, Gesellschaft und vielleicht gesteigerter Aufmerksamkeit, aber mit wenig anderem ...

Irgendjemand wird jetzt sagen: ‚So war das doch immer!‘ und damit meinen: daß in den Augen jeder Elterngeneration die Generation ihrer Kinder sich mit Dingen abgibt, die ihr nicht guttun ... Schließlich haben viele von uns als Kinder auch eine ganze Menge ferngesehen und sind o.k., – oder?

Und davor waren es – so hatte der Kulturkritiker Robert WARSHOW geklagt – die schlimmen Comics, die die Kinder verdarben; und davor die Schundromane.

In den neunziger Jahren schlägt Schlimmeres auf die Kinder ein als Comics, aber wir können WARSHOW zustimmen, daß Kinder bei keiner Sache lange verweilen. Die Computerspiele und Fernsehsendungen zum Beispiel bahnen den Weg zu ihrer eigenen Verwerfung; sie machen die Kinder ungeduldig, und diese Ungeduld richtet sich gegen sie selbst. Kinder stürzen von einem Wunsch in den nächsten und verlassen schnell ‚Loony Tunes‘ für ‚Superman‘, ‚Superman‘ für ‚MacGyver‘, ‚MacGyver‘ für ‚The Wonder Years‘, ‚The Wonder Years‘ für ‚Wolfenstein‘, ‚Wolfenstein‘ für ‚Sim City‘, ‚Sim City‘ für ‚Myst‘, ‚Myst‘ für ‚Doom‘, ‚Doom‘ für ‚Doom II‘. Nichts hält lange vor. Die Ratlosigkeit, die auf jeder Station dieser Via Dolorosa erzeugt wird, läßt keine Hingabe für irgendetwas entstehen. Das Kind zieht weiter und zieht schließlich aus: Es verläßt den Medien-Tunnel am anderen Ende – noch immer unbefriedigt.

Meine Jungens scheinen gleichwohl nicht wirklich in Schwierigkeiten zu sein. Sie können, wenn es um moralische Fragen geht, Entschlossenheit und Ernst zeigen; sie stehen für ihre Freunde ein und für die Schwachen. Ich denke, es ist nicht wahrscheinlich, daß sie gewalttätig werden oder Verbrechen begehen (die Vorteile des Anständigbleibens sind zu offensichtlich), und wenn sie einmal aus der Bahn geraten, wird man ihnen, wie den meisten Upper-middle-class-Kindern eine zweite Chance geben, auch eine dritte, – und sie werden in Ordnung und durchkommen. Aber um den Preis welcher Schädigungen auf dem Weg dahin?! Das ist eine klägliche Frage. Sozialwissenschaftler haben sich um harte Kriterien bemüht und Experimente entworfen, mit deren Hilfe man die Einwirkung von Gewaltdarstellung auf Kinder messen kann ...

(Ich muß gestehen, ich brauche diese Befunde nicht), um die brutalen und auf schäbige Weise konformistischen Erzeugnisse der Massenkultur zu hassen – und die Weise, wie unsere Kinder sie verschlingen. Wenn Kinder in einer Massenkultur leben und diese zu einem großen Teil häßlich und dumm ist, dann ist das Wirkung genug; der Unflut als solcher ist beleidigend.

Mögen die Spiele und Sendungen je für sich wenig Schaden anrichten, wenigstens keinen, der nicht wiedergutzumachen wäre, – zusammengenommen, da bin ich nicht sicher. Der unablässige elektronische Sturmangriff muß Spuren hinterlassen. Die Kinder werden erwachsen – aber sie werden Spötter. Sie lernen und wissen, daß in den Medien alles so oder so gemacht werden kann; im Fernsehen ist alles nur für den Augenblick; es ist „nur Fernsehen“. Die Kinder sagen das in dem abschätzigen Ton, der ausdrückt:

Nichts ist eben wirklich wichtig. Auf solche Weise von ihren ersten Tagen an mit Täuschung versehen, werden heutige Kinder wohl nie das Rüstzeug erwerben, sich eines Systems der Schmeichelei und Beschwichtigung zu erwehren, das ihre Unsicherheiten zudeckt und ihr Ego aufbläst. Mit 5 oder 6 sind sie auf den Markt gezerrt worden. Man wird sie dort zu Käufern machen, nicht zu Bürgern ...

Ich habe eben ein dreijähriges Mädchen erlebt, das die Namen der Personen im ‚Glöckner von Notre Dame‘ hersagte, noch bevor der Film angelaufen war. Disney hat schon Besitz von ihr ergriffen. Diese Pop- oder Massenkultur hat auch die Widerstandskräfte absorbiert und aus einst tapferen Gesten leere gemacht; Unzufriedenheit kann man einkaufen; die Jugendlichen legen sich einen nervösen Mach-mich-nicht-an-Ton zu als Zeichen ihrer Unabhängigkeit. Eine höhnische Art zu reden breitet sich wie ein Auschlag in der ganzen Kultur aus. Sie schüchtert ein. Sie stößt zurück ...

Eine der merkwürdigsten sozialen Verlagerungen in unserer Zeit ist die Übernahme der Verhaltensweisen der besitzlosen jungen Schwarzen durch die Jungen der weißen Mittelklasse. Bei der Vermarktung von Wut spielen sich seltsame Dinge ab. Wenn der triumphale oder verzweifelte Aufschrei seinen Ursprung verläßt ..., fängt er an, ganz anderen Bedürfnissen zu dienen. Er heizt die Emotionen der pre-teens und teens an, die sich vor Frauen fürchten oder vor der Erwachsenenwelt allgemein. Die Kids wissen, daß der Rap eine Verletzung (des Anstands) ist; sie sprechen die Wörter mit einem geradezu ekstatischen Gefühl der Erleichterung. Ihre Eltern hingegen erleben diese als einen zornigen Angriff ...

Die jungen Leute in den Programmen zur Zusammenführung von Paaren behandeln sich gegenseitig wie eine Anschaffung; die Mädchen schwingen ihre Schultern und lächeln, um sich zu produzieren; das Publikum jöhlt, wenn die Jungen die Hemden abstreifen und ihre Brustwarzen und Tätowierungen zeigen. Das ist gewiß nicht das Ende der Westlichen Zivilisation. Aber daß und wie die Show die jungen Leute dazu bringt, einander zu Stereotypen zu machen, ist widerlich. Kinder haben keinen Begriff von Vulgarität, und die Hersteller der Kommerz-Kultur können froh sein, wenn sie sich nie einen machen. Die Eltern müssen das tun. Wenn ich mich stark genug fühle, argumentiere ich mit meinen Jungs, ich karriere, ich bringe sie dazu zuzugeben, daß die Sendungen schwachsinnig sind. Aber ich stelle das Gerät nicht ab; täte ich es, sie würden es wieder anstellen, sobald ich weg bin. Ich möchte, daß sie es abstellen ...

Unterstützt von Heerscharen von Psychologen und Marktforschern erreichen die Kultur- und Unterhaltungsindustrien meine Kinder in jedem Stadium ihrer Wünsche und ihrer unvermeidlichen Entbehrenungen ...

Was können Eltern tun? Nachdem Max „Pulp Fiction“ gesehen und lange mit seinem Vater darüber gesprochen hatte, wollte er Quentin Tarentinos früheren, schlimmeren (und überflüssigeren) Film „Reservoir Dogs“ auch sehen.

Nein, sagte ich. Aber warum nicht? fragte er; seine Freunde hätten ihn doch auch gesehen. Ich sagte ihm, ich könne ihn nicht daran hindern, den Film bei anderen Leuten zu sehen, aber mir wäre lieber, er täte es nicht. ‚Wenn ich nicht alt genug bin‘, so beendete Max das Gespräch, ‚den Film zu sehen, wieso bin ich alt genug zu verstehen, warum ich ihn nicht sehen soll?‘ ... Die Medien haben die Kinder mit Vergnügungen, die Eltern mit Schuldgefühlen überzogen.“

Kein V-Chip wird sie davon erlösen.

## Folgen und Folgerungen

Was nun folgt, nimmt den ersten Teil der dritten von mir aus dem Thema herausgelesenen Frage auf: Wie sind die Folgen zu beurteilen? Ich muß mich auf die beiden von mir behandelten Symptome eines Lebens/Aufwachsens mit den Medien beschränken. Meine Darstellung von diesen stimmt nicht mit meiner Bewertung überein: Es ist nicht alles

„Schein“ und nicht alles „Schrott“, was die Medien-Generation erfährt. Die jungen Menschen haben sehr wohl ihre Realität; sie sehen ihre Lage einigermaßen illusionslos; sie tun in ihr, was ihnen möglich und notwendig erscheint. Aber den Maßstab dafür entnehmen sie offenbar nicht unseren Systemen. Beruf, Geldverdienen, eine Familie gründen, Karriere machen, mehr leisten (vor allem mehr als andere), den Wirtschaftsstandort Deutschland sichern, Rechtschreibung, Haushaltung, politische Verantwortung – das alles hat keine ausschlaggebende Bedeutung für und Macht über sie. Sie entscheiden nach Vorliebe und Vorteil und von Fall zu Fall; sie haben Ideale (Wertmaßstäbe, Prinzipien) und Idole, vornehmlich weit weg; sie orientieren sich aneinander; sie sind mit den Worten und nach dem Urteil der Interpreten der Shell-Studie<sup>6</sup> schnellebiger, diffuser und eklektischer geworden – „wie die Gesellschaft“, möchte man hinzufügen. Ihren Ort und ihre Mitwirkung in dieser suchen sie danach aus, ob sie mitbestimmen, ihre Fähigkeiten einsetzen und jederzeit aussteigen können; vor allem wollen sie sich keine Vorschriften machen lassen. Für das, was ihnen die Gesellschaft zu bieten hat (bei uns ist jeder sechste Jugendliche arbeitslos, in Frankreich jeder vierte!), sind sie noch erstaunlich ausdauernd in der Verfolgung ihrer Ziele.

Das alles freilich sollte meine Hypothese nicht bezweifeln – die Hypothese, daß der Anteil des Vorgestellten gegenüber dem des Erfahrbaren durch die Medien und damit im Leben junger Menschen zunehme. Die Gefahr eines Kurssturzes in der von ihnen wahr- und eingenommenen „Gegenwelt“ (Shell-Studie) ist jedenfalls sehr groß, wenn die sozialen Stützen wegbrechen und wenn ihre Vorstellung dann von Monty-Python-Gestalten bevölkert, von „Trainspotting“-Anreizen zugerichtet und von nichts als Computer-Information genährt ist. Dann hilft die „skeptische Distanz“ (Shell-Studie) zur Politik nicht nur nicht, dann schwächt und verwirrt sie diese Generation. Skeptische Distanz sollte sie den Medien gegenüber haben, die ihr (und uns) vorgaukeln, sie seien der eigentliche Schauplatz des Lebens, an allem „dran“ und beteiligt, für alles zuständig und nützlich.

Was David DENBY als Amerikas Pop- und Massenkultur beschreibt, scheint mir unleugbar und ist zu großen Teilen auch bei uns erkennbar. Aber ich glaube nicht, daß die Medien „Schrott“ hervorbringen müssen. Das Medien-Schicksal unserer Kinder wird in der Tat nicht durch den V-Chip entschieden, sondern durch das, was wir der Spaßkultur entgegensetzen.

Damit bin ich bei dem zweiten Teil meiner dritten Frage: Um welche Hilfen hat sich die Pädagogik zu bemühen? Auch hier möchte ich bloße Reprisen vermeiden, vielmehr nur das sagen – kurz und prinzipiell –, was sich aus den heute vorgetragenen Gedanken für mich vorrangig ergibt.

1. Pädagogische Hilfen für eine mit Medien aufwachsende Generation dürfen sich nicht auf die unmittelbar von diesen gegebenen Chancen, Unsicherheiten, Gefahren beschränken. Die Hoffnung, die man auf neue Fächer setzt, auf „virtuelle Lehrerfortbildung“<sup>7</sup>, auf eine besondere Medien-Kompetenz der Lehrer, die diese im Unterricht an die Schüler vermitteln, auf eine Einübung der Schulen in die Medienwelt dadurch, daß man sie ans Netz bringt, – diese Hoffnung greift zu kurz. Meine Aufzählung der anderen Merkmale unseres Lebens, auf die vorzubereiten nicht weniger wichtig und ebenso schwierig ist, wollte die Pädagogen ermutigen, vor allem in den ersten eineinhalb Jahrzehnten auf eine Lebens-Kompetenz zu achten, ihren Ehrgeiz nicht auf die Meisterung solcher Dinge zu richten, die schon den Erwachsenen nicht gelingen, und der Schule zu einer wirklichen pädagogischen Kompetenz zu verhelfen. Diese widerspricht der

Zerstückelung der Probleme; sie verlangt die Wahrnehmung der ganzen Person; sie wird Erleichterung nur in der Bescheidung der Mittel suchen.

2. Das heißt unter anderem, daß die Schule ihre kompensatorische Funktion wahrnimmt und bejaht: Sie muß vor allem lehren, was das Leben nicht lehrt, was aber für seine Erhaltung und Würde notwendig ist. „Behandeln, was im Leben vorkommt“ und „lehren, was vorkommen sollte“ ist zweierlei: Medien, ihre Prozesse, Produkte, Probleme kommen im Leben vor, aber wie man sie dienstbar macht, welchen Rang und welchen Einfluß sie richtigerweise haben sollten, wie man also produktiv und weise mit ihnen umgeht, das ist an Onkel Emils Gebrauch des PC und dessen spezieller Nutzung im Betrieb, aus Benutzerstatistiken und aus dem Internet, an den Fernsehgewohnheiten der Erwachsenen und vom Fernsehen selbst gerade nicht zu lernen. Die Schule muß und darf das Gemeinte – ideale Verhältnisse – im Sinn haben, wenn sie auf das Wirkliche – reale Verhältnisse – vorbereitet. Sie muß die Schwächen der Medienwelt, die ich in den beiden Symptomen geschildert habe, aufwiegen – beide, den Schein und den Schrott.
3. Sie richtet es also so ein, daß beim Erfahren der Welt und also auch der in ihr so machtvollen Medien die Hektik, das Gedränge, die Fragmentarisierung, die diese dem Leben aufdrängen, nicht vorherrschen: Wir Menschen setzen das Maß – sollten die Kinder lernen. Wenn es zu schnell geht: Aufzeichnungen machen, sich Zeit nehmen, den Bild- oder Informationsablauf zu unterbrechen, und ihn redend, denkend, handelnd unter sich bringen. Schule stellt vor und, wenn das nicht geht, neben jede Information die Erfahrung, aus der diese hervorgeht. Die Schule ermöglicht und fördert das Gespräch zwischen anwesenden Personen oder läßt die Schülerinnen und Schüler den gewünschten Gesprächspartner aufsuchen. Sie sollen spüren, was dies von einer „Kommunikation“, sei es mit Apparaten, sei es über diese mit Unbekannten unterscheidet: Das Gespräch schließt Verantwortung für das ein, was in ihm gesagt worden ist oder aus ihm folgt; Gespräch ist nie nur Übermittlung und Austausch von Information. Die Schule ermöglicht Arbeit, Handlung, Entscheidung und in diesen das Lernen, was das ist, was das erfordert, was das ermöglicht; bloßes Lernen für einen nur gedachten Fall ist eine pädagogisch schwache Kategorie.
4. Alle Pädagogen sollten darauf bedacht sein, daß Kinder die Möglichkeit haben, an wichtigen Dingen, Gedanken, Begegnungen ein Gefühl dafür zu entwickeln, was diese wichtig macht – für Freude, nützliche Handlung, Verantwortung, Güte, Schönheit, die Wohltat von Vernunft und geistiger Klarheit. Wenn der Schule das auch nur ein klein wenig besser gelingt als dem sogenannten „Leben“, hat sie sich über das nutzlose Klagen der Medien-Feinde und über die drängelnden Forderungen der Medien-Förderer erhoben. Und sie hat vermutlich die Kinder für sich gewonnen.
5. Die Schule sollte das Medien-Problem entdramatisieren. Die eigentlichen Gefahren kann sie so wenig ausräumen wie die eigentlichen Chancen dieser intelligentesten menschlichen Erfindung nutzen. Die Einsicht hierin gibt ihr die Möglichkeit, das Ihre zu tun. Wie sagte doch der kluge Josef WEIZENBAUM:

Der Computer in der Schule ist eine Frage der Priorität. Ich frage: Beherrschen 18jährige in diesem Land ihre Muttersprache, wissen sie viel von ihrer Geschichte, ihrer Kultur, ihrer Literatur? Können sie denken? Wenn die Schule diese Dinge vermittelt hat, wäre ich damit einverstanden, daß der Computer eingeführt wird.<sup>8</sup>

## Zuspruch von Ernst Christian Trapp

Damit hätte ich für heute das Meine gesagt. Aber da ist noch Ernst Christian TRAPP. Ich meine im Geist dieses trefflichen Mannes geredet zu haben, und, um Ihre Zustimmung zu dieser Einschätzung zu erlangen, lese ich aus seinem „Versuch einer Pädagogik“<sup>49</sup> einige Passagen vor, die von jenem Verhältnis handeln, in das die neuen Medien so unheimlich eingreifen – mehr als in alles andere: das Verhältnis von Realität und Repräsentation, von Vorhandenem und Vorgestelltem – bei Kindern:

3) Vor allen andern lieben die Kinder lebendige Geschöpfe, besonders solche, die mit ihnen von gleicher Grösse, oder noch etwas kleiner sind, als sie, weil sie an diesen letztern am besten ihre Thätigkeit äussern, und sie nach Belieben in Bewegung setzen können, ohne zu grossen, oder gar unüberwindlichen Widerstand zu finden.

4) Unter allen lebendigen Geschöpfen sind ihnen aber doch keine lieber, als die von ihrer eigenen Gattung, weil hier Mittheilung und Gegenmittheilung, Wirkung und Gegenwirkung in weit grösserm Maaße, als bei den übrigen Thieren Statt findet; welche Gegenmittheilung und Gegenwirkung wieder neue Ideen, Empfindungen und Handlungen veranlaßt, und so den Umgang mit ihres Gleichen zur angenehmsten Unterhaltung ihre(r) Thätigkeit macht. ...

5) Je jünger oder roher der Mensch ist, destomehr ist die unmittelbare Gegenwart der Objekte nöthig, um Ideen und Empfindungen in ihm hervorzubringen. Je älter oder gebildeter er wird und je mehr Ideen und Empfindungen er eingesammelt hat, desto leichter kann man sie, auch in Abwesenheit der Gegenstände, durch Zeichen wieder in ihm erwecken.

Man kann dem Menschen *nach und nach* die beständige oder ununterbrochene wirkliche Gegenwart und den reellen Einfluß vieler äusserlicher Gegenstände, *nicht aller*, entbehrlich machen. Man muß nur die Zeichen und die Sachen gehörig unter einander mischen; erst lauter Sachen; dann ein paar Zeichen darunter gemischt; von Zeit zu Zeit ein Paar (sic) mehr; bald wird man ein Kind eine ganze Minute mit Zeichen, d.i. mit der idealen Gegenwart der Dinge unterhalten können; bald darauf zwei Minuten u.s.f. Gelehrte können sich ganze Stunden mit Lesen, Denken und Schreiben unterhalten ohne den Einfluß äusserlicher Gegenstände, wenn sie sich nicht etwa gewöhnt haben bei ihren Arbeiten zu rauchen und beim Rauchen zu trinken. Kinder können das nicht. Sie essen gern indem sie unterrichtet werden; sie sehen, hören, riechen, fühlen gern die Gegenstände, wovon man mit ihnen spricht. Die ideale Gegenwart unterhält sie lange nicht genug.

6) Kinder sind in einer beständigen Regsamkeit. Kein Augenblick geht vorüber, wo sie nicht aus sich herausdrängen, das heißt ausser sich wirken, sich homogenen Geschöpfen mittheilen möchten, durch Sprechen, Schreien, Stossen, Drücken, Drängen, Ziehen, oder wie es sonst Namen haben mag. Wenn sie dis ungehindert thun dürfen, wie beim Spiel, so sind sie vergnügt. Wenn man sie hindert, wie beim Unterricht, so sind sie misvergnügt. Aber man kann ihre Wirksamkeit nie ganz hindern. ...

7) Aufmerksamkeit ist die Richtung des Wahrnehmungsvermögens auf *Einen* Gegenstand, es sei ein wirklicher, oder idealer. Sie dauret so lange, als der Reiz des Gegenstandes dauert, die Richtung nicht gestört wird, und der Wille zum Aufmerken da ist. ...

8) Die Richtung des Wahrnehmungsvermögens läßt sich bei Kindern und ungebildeten Menschen weit leichter stören, als bei kultivierten Erwachsenen, theils weil die Spannung an sich schwächer ist; theils weil die andern nahen Gegenstände zu viel Neues und überhaupt zu viel Reiz für sie haben ... Auf ideale Gegenstände spannt sich ihre Aufmerksamkeit immer nur sehr schwach, ja oft läßt sie sich überall nicht spannen, weil jedesmal zu viel wirkliche Gegenstände in der Nähe sind, mit denen sie sich lieber beschäftigen, d.i. von denen sie gern Eindrücke annehmen, oder auf welche sie gern wirken. Sollen sie unter solchen Umständen auf die idealen Gegenstände aufmerksam sein, so hieße das, den Genuß für die

Hoffnung, die Idee für die Empfindung, das Gegenwärtige für das Künftige, das Leichte für das Schwere weggeben; und das thun Kinder nicht, rohe Erwachsene auch nicht.

## Anmerkungen

- 1 Jugendliche Computernutzer: Motive und Psychodynamik, in: Technik und Gesellschaft, Jahrbuch 5: Computer, Medien, Gesellschaft, hrsg. von W. RAMMERT und G. BECHMANN, Frankfurt/New York 1989, S. 175-189.
- 2 In: Interaktiv – Im Labyrinth der Möglichkeiten/Die Multimedia-Herausforderung, kulturpädagogisch, hrsg. von Wolfgang ZACHARIAS, eine Publikation der Bundesvereinigung Kulturelle Jugendarbeit e.V., Band 42, Remscheid 1997.
- 3 In: Technik und Gesellschaft, a.a.O., S. 11-18.
- 4 Wien/München/Zürich; der Titel der amerikanischen Ausgabe lautete: The Year 2000/A Framework for Speculation on the Next Thirty-three Years, 1967 (The Hudson Institute, Inc.).
- 5 Vor allem auf den S. 175 – 191, von mir gerafft wiedergegeben.
- 6 Jugend '97. Zukunftsperspektiven. Gesellschaftliches Engagement. Politische Orientierung. Opladen 1997.
- 7 So auf der Akademie für Lehrerfortbildung in Dillingen Ende des vergangenen Jahres 1997 gefordert. Profil, Das Magazin für Gymnasium und Gesellschaft, Heft 12/97, S. 8.
- 8 Aus dem Protokoll eines Symposions der Hessischen Landesregierung über „Informationsgesellschaft oder Überwachungsstaat“, S. 366; zitiert nach Hans-Günter ROLFF: Bildung im Zeitalter der neuen Technologien, Essen 1988.
- 9 Berlin 1780, Nachdruck Paderborn 1977, S. 141-143.

Anschrift des Verfassers: Prof. em. Dr. Hartmut von Hentig, Kurfürstendamm 214, Gartenhaus lks. III, 10719 Berlin